Vergessene Fragen zur Frauenordination

Autor(en): **Amiet, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **90 (2000)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-404913

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Vergessene Fragen zur Frauenordination

Wenn heute bei den Altkatholiken Hollands, Deutschlands, der Schweiz und Österreichs wie weithin vor allem in den Kirchen der sogenannten ersten Welt die Frauenordination[1] breite Zustimmung findet, so hat das verschiedene Gründe. Ein Grund, der vielleicht zu wenig bedacht wird, ist die kirchliche Situation, charakterisiert durch das Einmannpfarramt. Der eine Mann macht in etwa alles. Er redet seine Gemeindeglieder zwar nicht mehr als «meine Tochter» und «mein Sohn» an, aber für sein Gefühl sind sie doch noch seine Pfarrkinder. Und diese stemmen ihn auch auf einen höher gestellten Platz empor, wenn er versucht, sich auf gleicher Ebene wie sie zu sehen. So etwa sind wir es gewohnt. Natürlich ist dieses Bild immer wieder etwas variiert. Kirchgemeinderäte reden auch mit, es gibt Gemeindeschwestern, Katechetinnen usf. Aber alle diese Leute, mögen sie manchmal auch menschlich sympathischer sein als der Pfarrer, geniessen nicht dieselbe Autorität wie er und gelten nicht als geistliche Personen. Eine Abweichung vom skizzierten Kirchenbild muss besonders erwähnt werden: Im katholischen Raum ist der Pfarrer ein Priester, der als solcher auf der mittleren Stufe des sogenannten dreigestuften Amtes steht. Nun ist aber die unterste Stufe meistens nicht besetzt, und der Bischof ist weit weg. Dass der Priester eigentlich zu einem Presbyterkollegium gehören müsste, weiss fast niemand, und solche sind ja auch nur noch – wenn überhaupt – in wenig ursprünglicher Art vorhanden. Faktisch ist der Pfarrer, ob nun katholisch oder reformiert, die einzige geistliche Person. Dass der Ausdruck dreigestuftes Amt schlecht ist und man besser vom dreifach gegliederten Amt reden sollte, wissen ebenfalls nur wenige – und selbst solche, die das wissen, empfinden derart, dass sie den Priester über dem Diakon und unter dem Bischof sehen, und dies auch in Kirchen, deren Rechtslage eine andere Ordnung meint. Ein solcher Zwiespalt findet sich auch bei der Frage, ob die Laien gleicher Würde seien wie die sogenannten Geistlichen. Seit dem letzten Jahrhundert versucht dies die altkatholische Kirche bewusst

[1] Absichtlich undifferenziert gebrauche ich den Ausdruck «Frauenordination», da dies dem allgemeinen Empfinden entspricht. Theologische Überlegungen zu den Unterschieden z. B. zwischen Priesteramt und Diakonat, gar noch dem Diakonat von Männern und dem von Frauen erreichen das allgemeine Bewusstsein nicht und beeinflussen den herrschenden Trend nicht, der quer durch die Konfessionen geht, ob die nun mehr katholisch oder reformiert geprägt sind.

zu machen. Mit wie wenig Erfolg hat z. B. die schweizerische Nationalsynode 1998 gezeigt[2].

Vor dem Kirchenbild des Einmannpfarramtes, das so weit weg von dem eines Ignatius von Antiochien steht, welches noch an den reichgegliederten Leib Christi gemahnte, kann eine Berufung zu geistlicher Wirksamkeit fast nur die Form erhalten, dass sie eine Berufung zum Priesteramt sei. Das allgemeine Priestertum und weitere als geistlich verstandene Ämter sind nicht in Sicht. Die Laien werden als in Geistlichem unmündig gesehen. Entsprechend der Stellung des Pfarrers, der innerhalb seiner Gemeinde keine Kollegen hat, wird die Auseinandersetzung mit der Berufung denn auch weithin allein vom sich berufen Glaubenden geführt. Die Kirche, durch die eigentlich im Normalfall die Berufung geschehen müsste, spielt nur noch eine kleine Rolle. Die Aus-

[2] Wenn der Synode bewusst gewesen wäre, dass alle Getauften bei aller Verschiedenheit vollgültige Glieder am Leib Christi und von gleicher Würde sind, hätte sie nicht den folgenden Text annehmen können: «Wenn nun das apostolische Amt – mit Ausnahme des Diakonats – weiterhin nur Männern anvertraut wird, erscheint es weithin als unglaubwürdig, dass Gott in Christus das ganze Menschsein angenommen hat.»

Zu der dem partnerschaftlichen Bild widerstrebenden Sogwirkung eines Bildes der Über- und Unterordnung folgende Bemerkungen: Man will einerseits nicht mehr als Kind unter den Eltern sein, sondern über das Kindhafte herrschen, und andrerseits sehnt man sich zugleich nach der Geborgenheit dessen, der ohne die Last von Verantwortung unten ist. Christus hat das Oben und das Unten vereint, ist sowohl unser Herr wie unser Sklave (Mk. 10,43–45). Seine Ganzheit ist die Voraussetzung für die Erfüllung des Gebotes «Seid einander untertan in der (Furcht) Nachahmung Christi» (Eph. 5,21), wonach der Text allerdings subordinatianisch fortfährt: Die Frau soll dem Mann untertan sein, dieser sie lieben. Je nach der Werteordnung kommt ein Teil zu kurz. Behält die Frau in der Unterordnung die innere Freiheit? Muss der Mann seine innersten Gefühle zwingen? Könnten wir beide Ordnungen zugleich akzeptieren? Oder wie stellt sich das Problem in und um 1. Kor. 11,7? (Vgl. *von Arx,* IKZ *1998,* 94 ff., 109/110: «Vielleicht zeigt gerade die Anhäufung weiterer Argumente und die etwas unwirsche Beendigung der Argumentation in 11,13–16, dass Paulus mit seinem Diskurs nicht ganz zufrieden war.» M. E. liegt ein Grund der Unzufriedenheit im nicht klar genug gesehenen Subordinationsproblem.) Der Semit Paulus empfand im Bild Gottes die Realisierung und Vergegenwärtigung Gottes, nicht bloss seine Abbildung. Derart ist der Mann «mehr» als Gott (was Gottes Liebe zu ihm entspricht, die den Geliebten höher achtet). Er ist zudem Gottes Lichtglanz (Gott sozusagen das Kerzenwachs, der Mann die Flamme), aber dieser strahlt erst in der Frau, dem Glanz des Mannes, völlig auf, die somit ganz oben ist. Vordergründig, und wohl entsprechend dem, was Paulus bewusst sagen wollte, ist die Stufenfolge umgekehrt. Jedenfalls ist Paulus weit davon entfernt, den Unterschied von Mann und Frau übersehen und durch eine allgemein menschliche Natur einebnen zu wollen.

nahme ist das Übliche geworden[3]. In den 50er Jahren, als ich studierte, wurde uns von unseren Berner Professoren gesagt, dass wir (die wir uns natürlich nicht durch die Kirche, sondern durch den eigenen Glauben berufen fühlten) dann als Pfarrer Missionare in neuheidnischen Gemeinden sein würden. Dahinter stand auch, aber nicht nur, der Einfluss der Theologie Karl Barths. Es war für mich später eine befreiende Erfahrung, dass ich immer mehr merken konnte, dass dem nicht so ist, dass ich vielmehr dankbar sein durfte für das, was mir reichlich durch den Glauben der Gemeinde geschenkt wurde. Aber eben, dass die Kirche und somit auch die Gemeinde Tempel des Heiligen Geistes ist, und das Wissen um das Priestertum aller Gläubigen, gehörte zwar zum Wissen der Lehrer, doch lebte dieses Wissen nicht in ihnen. Und das ist heute weithin nicht viel anders.

Wenn nun Frauen diese vermeintlich einzige geistliche Wirksamkeit ausüben möchten und dies ihnen verwehrt bleibt nur deswegen, weil sie Frauen sind, dann muss das entwürdigend wirken. Und es erscheint als zynisch, wenn da eine Schule der Demut, in welcher Tugend die Frauen begabter seien, gesehen wird. Die weithin übliche Sorglosigkeit, mit welcher fragwürdige Männer zu Priestern geweiht werden, verschärft natürlich die Situation.

Nun gibt es aber, seit 1823 die Disciples of Christ damit begonnen haben, in immer mehr Konfessionen die Gleichbehandlung von Frauen und Männern, gerade auch bei der Ordination. Und da kann man etwas Eigenartiges und Überraschendes beobachten. Wenn die erste Begeisterung nach der Einführung der Frauenordination verklungen ist, zeigt sich wieder – bei Männern wie Frauen, bei Pfarrerinnen und Laien – das Gefühl, die Frauen würden nicht voll ernst genommen. Das ist mir häufig in Gesprächen gesagt worden. Gelegentlich schlägt es sich auch in offiziellen Verlautbarungen nieder, so etwa in Anträgen, wie sie an der Synode der reformierten Kirche des Kantons Zürich, in der die Frauen die völlig gleichen Rechte und Möglichkeiten haben wie die Männer, immer wieder im Sinne einer besseren Behandlung der Frauen gestellt werden. Dieses Phänomen wirft die Frage auf, was die wirklichen Grün-

[3] Eine Illustration dazu findet sich wiederum im Beschluss der schweizerischen Nationalsynode 1998: «Mehr und mehr Frauen erklären, dass sie sich zum Priesteramt berufen fühlen. Die Kirche darf dies nicht übersehen, denn Berufungen sind in ihrer Geschichte immer ein Mittel gewesen, mit dem der Heilige Geist gewirkt hat. Wenn wir solche Berufungen als echt anerkennen, müssen wir für die Ordination von Frauen zum priesterlichen Dienst einstehen.»

de für die Einführung der Frauenordination sein könnten. Unter diesen dürfte es Hoffnungen geben, die dann enttäuscht werden. Danach steigt der Verdacht auf, dass diese Hoffnungen durch die Frauen deshalb nicht erfüllt werden, weil sie noch irgendwie gebremst würden. Solche Einschränkungen werden dann bald hier bald dort vermutet. Sogar wenn der Frauenbonus sehr wirksam ist zugunsten einer Pfarrerin und zuungunsten eines Kollegen, kann vermutet werden, die Wirkung der Pfarrerin sei infolge irgendwelcher Blockaden zu gering. Unterstreichen möchte ich, dass solche Gefühle und Vermutungen gerade auch bei Männern zu beobachten sind. Ob aber mehr Männer als Frauen für die Frauenordination sind, wie ich schon gelesen habe, weiss ich nicht.

Welche Wünsche und Hoffnungen auf die Frauenordination hin wirken, müsste näher untersucht werden. Hier sei nur darauf aufmerksam gemacht, dass sich solche Wünsche z. T. gegenseitig widerstreben oder gar ausschliessen, was aber nicht verhindert, dass diejenigen, welche z. B. deswegen für die Frauenordination sind, weil dann die Frauen wie die Männer sind und die Differenz zwischen den Geschlechtern keine Rolle mehr spielt, sich eins fühlen mit denen, welche von den Frauen im Amt speziell Frauliches erhoffen. Die Erfahrungen in den Konfessionen, die schon einige Zeit ordinierte Frauen haben, scheinen übrigens zu zeigen, dass sich in der Praxis die erste Gruppe durchsetzt. Pfarrerinnen scheinen in ihrem Wirken nur selten mehr Frauliches zu zeigen als die meisten Pfarrer. Und es müsste auch sorgfältiger gefragt werden, was fraulich sei – aber auch, was männlich sei; denn obwohl dieses im Zusammenhang mit der Frauenordination wenig hinterfragt und als bekannt vorausgesetzt wird, ist es ein unklarer Begriff.

Die Gründe, weshalb sich die erwähnte erste Gruppe durchzusetzen scheint, müssten natürlich auch erfragt werden. Ein Grund könnte die Einmannpfarramtstruktur sein, die durch die Frauenordination nicht aufgehoben wird, jetzt bloss Einpersonpfarramtstruktur heissen müsste.

Es existiert also nur ein Geleise, worauf gefahren wird. Nebenbei erwähnt sei, dass häufig eine neue Lockerung, aber keine prinzipielle Änderung dieses Gemeindebildes vorkommt, wenn ein Ehepaar, eine Pfarrerin und ein Pfarrer gemeinsam ein Pfarramt besorgen.

Die Einführung der Frauenordination bringt aber doch bis zu einem gewissen Grad das Gefühl, die Frau sei nicht mehr diskriminiert. Die Kirche fügt sich so auch dem Zeitgeist, was entspannend wirkt. Nur wird dabei der Zeitgeist wenig befragt, z. B. danach, was zuerst war: Gab es zuerst eine Veränderung der Gesellschaft, was nach marxistischer Theorie eine Religionsänderung hätte bewirken müssen, oder kam

es zuerst zu einer Änderung der Gotteserfahrung auf mehr Mütterliches und Frauliches hin, was dann die Gesellschaft verändert hätte. Dieses Nichtbefragen ist ein Fehler ebenso wie die Tatsache, dass mit der Einführung der Frauenordination die Kirche dazu, dass der Mensch nicht einfach als Mensch, sondern als Mann und Frau erschaffen ist, fast nur noch isoliert bei der Ehe etwas sagen will – und auch da in abnehmendem Mass, werden doch immer mehr Zeichen gesetzt, dass Scheidung, Ehebruch und sowieso schon lange das Konkubinat die Kirche nicht sehr beunruhigen. Homosexuelle Beziehungen werden fast wie Ehen gesegnet. Wenn nur die Liebe da ist[4]! Der modernen Ehenot müssten wir Christen uns doch ganz neu stellen! Das sich verantwortlich Sehen der Kirche ist indessen reduziert, und zwar sowohl nach der Seite des richterlichen Verbietens und Gebietens wie auch nach der, Hilfe zu bringen zum Aufblühen, sei es der Ehen, sei es der Sublimation in der Enthaltsamkeit (vgl. 1. Kor. 7,5).

Wir sehen nun allerdings, dass uns bei weitem nicht alles überzeugt, was die Kirche zu Zeiten, da sie sich verantwortlicher gewusst hatte, in der Sache getan hat. Wie nach Luther die Ehe ein Spital für die Siechen sei, so haben gewisse Kirchenväter den Ausschluss der Frau vom Priesteramt in einer die Frau entwürdigenden Weise erklärt. Zu bemerken ist dazu, dass die Erklärungen dieser Kirchenväter die Praxis der Nichtordination von Frauen wohl verfestigt, aber nicht begründet haben. Die Praxis war älter, und wir kennen ihre Gründe nicht mit Sicherheit. Wenn nun Kirchenväter dabei mit dem Begriff der Leitung, gar des Herrschens argumentieren (es sei doch nicht die Körpergestalt des Mannes, die ja nicht von der der Frau zu unterscheiden sei, Grund der Gottebenbildlichkeit des Mannes, sondern sein Herrschen ...[5]), so dürfen wir der heute naheliegenden Versuchung nicht erliegen, solches einfach als patriarchalisch und damit für die Gegenwart sinnlos abzutun. Vielmehr müsste neu und intensiv über das Patriarchat und seinen Glaubensgehalt nachgedacht werden. Als kleine Andeutung sei nur auf den Patriarchen Abraham hingewiesen, den Sklavenhalter (1. Mos. 17,23), der seiner Frau

[4] *Aldenhoven:* Das Bild von Bräutigam und Braut für Christus und Kirche könne nur gebraucht werden für die gegenseitige Liebe, nicht für die Vorordnung Christi vor der Kirche. Aus dem Bild dürfe nicht abgeleitet werden, dass der Priester ein Mann sein müsse. (In: *Urs von Arx* (Hrsg.), Dokumentation über das Seminar zur Frage der Frauenordination. 11.–13. 8. 1995. Franziskushaus Dulliken SO (CH). Bern, Oktober 1995, 28.) Muss der Bräutigam ein Mann sein?

[5] Beispiele bei *Parmentier,* IKZ *1998,* 132 ff.

gehorchte. Beispielsweise damals, da sie verlangte, er solle Hagar und Ismael fortjagen. Das missfiel zwar Abraham, aber (wie sagte nur ein Freund der Frauenordination: «Ce que dit la femme, c'est la volonté de Dieu.») es war halt der (evtl. etwas unfromme) Wille Gottes. Und 1. Mos. 15 tiefenpsychologisch gelesen (was nicht nach jedermanns Geschmack ist) lässt Abraham, der sich in seinen zweischeidenhaft geteilten Opfergaben selber, als weiblich, Gott darbringt, sich vom phallischen göttlichen Ofen zum Bundesschluss heimsuchen.

Nun ist also in den Konfessionen, welche die Frauenordination eingeführt haben, das Mann- und Frausein des Menschen nicht mehr wahrgenommen. Die Kirche überlässt dies einer Eigendynamik und schaut höchstens noch zu, ob sich da etwas Neues entwickle, wenn das innerhalb der Einpersonpfarramtstruktur möglich ist. In den Kirchen, welche die Frauenordination schon lange haben, scheint sich nicht mehr Neues entwickelt zu haben als in den anderen Kirchen. Mit diesem Verzicht, zum Mann- und Frausein des Menschen ausserhalb der Ehe noch etwas zu sagen, geht die Kirche allerdings auch nicht das Risiko ein, so absurde Aussagen zu machen, wie das früher geschah.

Bemerkenswert ist, dass bei allem Unterschied in der Praxis derer, die die Frauenordination kennen, und derer, die sie nicht haben, Einigkeit zu bestehen scheint zwischen den Befürwortern und Gegnern, was das Nichtbedenken der theologischen Grundfrage betrifft. Ich meine, dass man letztlich weder für noch gegen die Frauenordination sein kann, bevor man sich entsprechend seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten eingelassen hat auf die Frage, was der Glaubenssinn dessen ist, dass der Mensch als Mann und Frau Mensch ist.

Wenn man sich hüben und drüben gegen dieses Bedenken wehrt bis hin zu kaum mehr verständlicher Abwehr[6], so wirft das eine Frage auf nach der Gewalt und der uns alle vielleicht überfordernden Grösse des «grossen Geheimnisses» (Eph. 5,32), dessen Grösse aber kein Alibi ist, sich um das Fragen und Denken zu drücken, sondern Ansporn sein muss, sich darum zu bemühen; denn so Grosses wird uns doch zugemutet.

Im Hinblick sowohl auf die soeben erwähnte Schwierigkeit wie auf Fehler früherer Kirchenleute könnte man sich fragen, ob es denn eigentlich nicht darauf ankomme, dass man sich nur oder doch vorwie-

[6] *Aldenhoven* in: Dokumente ..., a. a. O., 20: «Manche meinen, dass diese Frage (sc. Symbolik des Männlichen und Weiblichen in bezug auf die Gotteserfahrung) von den Erörterungen über die Frauenordination ferngehalten werden sollte.»

gend um das absolut Notwendige kümmere. Haben denn auch überzeugte Gegner der Frauenordination das Recht, das Abendmahl, das von einer gläubigen Gemeinde unter der Leitung einer reformierten Pfarrerin gefeiert wird, als nichtig zu bezeichnen? Gibt es nicht auch in der Kirchengeschichte Beispiele, dass es Ausnahmen gegeben hat? Muss nicht des Paulus Haltung auch hier eingenommen werden: «Was denn, ausser dass auf alle Weise, sei es zum Vorwand oder in Wahrhaftigkeit, Christus verkündet wird? Und darüber freue ich mich» (Phil. 1,18). Richter über andere zu sein, ob verurteilend oder freisprechend, ist heikel. Wenn 1986 die römisch-katholische Bischofskonferenz der Schweiz erklärt hatte, das reformierte Abendmahl sei zwar ein Abendmahl, aber kein vollständiges, so frage ich mich, ob Christus dabei ohne Bart gegenwärtig sei.

Wichtig ist nun die Fragestellung für uns selber, nicht für diejenigen, mit welchen wir noch nicht Gemeinschaft haben, ob wir uns um das Notwendige oder um das Ideal, das Umfassende zu bemühen haben. In der Not, z. B. bei schwerer Krankheit, tauft man mit wenig Wasser. Diese Notlösung ist in der westlichen Kirche das Normale geworden (und z. T. sind östliche Kirchen dabei, es ihnen gleichzutun). Sollte da nicht auch bei anderen Themen die Frage verlassen werden, was das eigentlich Richtige wäre? Oder sollte man vielmehr immer neu wieder nach dem Ideal, dem Ganzen, dem Umfassenden, eben dem Katholischen fragen?

Wenn das Umfassende angestrebt wird, so stellt sich die Frage, welche Rolle dabei die zentrale Gegebenheit spielt, dass der Mensch als Mann und Frau erschaffen ist. Es gab immer wieder Bemühungen, das zu relativieren[7], heute finden sich solche evtl. häufiger, wie z. B. die Betonung dessen, dass das Gemeinsame von Mann und Frau viel grösser sei als das Verschiedene, oder es wird das Personsein des Menschen in diesem Sinn akzentuiert, oder es wird die Tatsache betont, dass jeder Mensch Männliches und Weibliches in sich hat, was gegen die Festlegung des Einzelnen auf nur ein Geschlecht spreche. Nun stehen wir aber doch vor der Tatsache, dass das Mann- und Frausein von zentraler Bedeutung für alle Kulturen und Religionen ist. Da stellt sich die Frage, was der Sinn des Zurückdrängens dieser Tatsache ist. Vermutlich wird diese Frage nicht bei jedem Zurückdrängen (das auch nicht immer ein Drängen sein wird) dieselbe Antwort finden. Die Frage ist darum not-

[7] *Parmentier,* a. a. O.

wendig, um einmal heutiges Verhalten zu verstehen, und dies gerade auch in seiner Vielfalt, und dann, um die Kirchenväter besser verstehen zu können. Die Art, wie sie zu unserem Thema reden, ist ja oft derart, dass man leicht Neurosen sehen will, was häufig zwar stimmen mag, nur, was ist damit gewonnen? Auch Neurotiker können Richtiges sagen, manchmal gerade deshalb, weil ihre persönliche Not den hilfesuchenden Blick geschärft hat. Wenn sie krankhafte Formulierungen gebrauchen, so kann doch ein berechtigtes Anliegen dahinter stecken. So werden wir auch bei den Kirchenvätern versuchen, tiefer zu verstehen. Vielleicht entdecken wir dann nicht nur das Verdrängen, sondern auch die Sublimation, eine Weiterführung des Geschlechtlichen. Man darf sich bei ihnen nicht darauf beschränken, die schönen Blumen zu einem Florilegium patristicum zu binden und die Wurzeln dieser Blumen, die daneben als schmutzig und andersartig erscheinen, übersehen zu wollen.

Die Kirchenväter redeten z. B. von Gottes Geschlechtslosigkeit oder Übergeschlechtlichkeit. Zugleich redeten sie von seinem mütterlichen und väterlichen Handeln[8]. Und dann wussten sie auch darum, dass der einzelne Mensch sowohl Männliches wie Weibliches in sich trägt[9]. Wir

[8] Als ich vor 20 Jahren begann, die Unterrichtskinder abstrakt zeichnen zu lassen, entdeckte ich, dass, wenn die Aufgabe lautete, Gott und Mensch zu zeichnen, sich darin das momentane Verhältnis des Kindes zu seinen Eltern zeigt, ob die Mutter oder der Vater wichtiger sei u. a. Ich liess dann auch Erwachsene derart zeichnen und konnte dasselbe beobachten. Die Zeichner wussten meistens nicht, dass ich noch diese andere Aussage lesen konnte. – Der übergeschlechtliche Gott hat das Geschlecht in zwei Polen erschaffen, offenbar auch als ein Gefäss für den Glauben an ihn. Es ist übrigens häufig so, dass ein Kind einmal eine starke Mutterbeziehung darstellt und später eine Vaterbeziehung. Gott kann je nach den Umständen verschieden erfahren werden. Ich habe auch Zeichnungen gesehen, die eine ausgeglichene Elternbeziehung bezeugen, aber nie eine, in der das Elternbild nicht merkbar gewesen wäre. – Wie verhält sich das derart Beobachtete zum Reden von Gott? Er wird Bräutigam genannt. Kann man sagen, wie Novalis es tat, «Jesus meine süsse Braut?», «Jesus meine Mutter» wie Juliana von Norwich sagte? Oder ist es besser, von der Geistin zu reden? Zinzendorf hatte eine eigene Trinitätsformel: «Papa, Mama und das Flämmlein, Bruder Lämmlein». Zu seiner Zeit wurden in katholischen Kirchen Dreifaltigkeitsdarstellungen gemalt, auf denen der Heilige Geist durch ein Mädchen symbolisiert wird. – Ein reiches Spektrum, auf das hier ohne Wertung bloss hingewiesen werden soll. Mit der Befürchtung, mit dem heutigen Reden von der Geistin gäbe es eine neue Sexualisierung Gottes (*von Arx* in: Gleichstellung der Geschlechter und die Kirche. Universitätsverlag Freiburg, Schweiz, 194), wird nicht eine Wertung eines einzelnen Ausdrucks vorgenommen, sondern wird all das in Frage gestellt, was oben mit Hinweisen auf Wort und Zeichnungen als reale Erfahrung vorgestellt wurde.

[9] *Parmentier,* a. a. O., 146/7.

finden Aussagen, die bei ihnen nicht im Zusammenhang moderner psychologischer Überlegungen stehen, aber solche von uns geradezu fordern, wobei wir bloss den Fehler vermeiden sollten, den wir häufig bei Psychologen antreffen, dass zu wenig bedacht etwas als krank diagnostiziert wird und die andere, religiöse Seite davon wegen etlichem vordergründig Krankhaftem übersehen wird.

Nicht die Kirchenväter, sondern wir sind bei Auffassungen wie den erwähnten vor die Frage von Gottes Identität gestellt, und zwar in doppelter Hinsicht: Zeigt sich uns Gott anders, als er selber ist? Und ist Gott der Schöpfer identisch mit Gott dem Erlöser und Vollender?

Wiederum sind es wir, die vor die Frage gestellt werden, was der theologische und nicht nur kulturelle Sinn dessen ist, dass den Kirchenvätern «der Mann das Modell des Menschen, die Frau die Abweichung, das Anders ist»[10], während uns heutigen Menschen eher plausibel ist, dass «die Mutter gleichsam der ursprüngliche Mensch» ist[11]. Da wird es gut sein, sich möglichst allen Fragen, so unangenehm sie manchmal auch erscheinen können, zu stellen, psychologische sind hier wohl unumgänglich. Nun kann aber eine psychologische Erklärung weder menschliche noch theologische Gültigkeit aussagen oder verneinen. Sie kann aber helfen, Strukturen und Zusammenhänge deutlicher zu sehen. Sie kann auch bewusst machen, wie Verschiedenes, ja Widersprüchliches zusammen da sein kann. So ist etwa die erwähnte Betonung des Mannes als des eigentlichen Menschen kaum verständlich ohne die Angst vor der Frau (die Tatsache, dass die Frauen diese Einstellung so lange geduldet haben, weist natürlich darauf hin, dass die Frauen selber eine Neigung haben können, sich gering zu schätzen und vor ihrem Frausein Angst zu haben). Wie weit es damit zusammenhängt, dass die Männer, die in der Kirche stets das Sagen hatten, die Kirche derart gestalteten, dass sie den Frauen mehr zusagte, wie viele Indizien es für die Vergangenheit nahelegen und wie es heute manifest ist, mag man sich fragen. War es auch Folge dieser Angst, eines schlechten Gewissens, oder untergründig ein Ernstnehmen des «ursprünglichen Menschen»? Doch diese Haltung bezeugt nicht nur die Angst, sondern in ihr zeigt sich auch ein Hochgefühl, eine Dynamik, die zu grossen Kultur- und Geistesleistungen geführt hat. Und zugleich konnten solche Väter sich in grösste Primitivität zurückziehen.

[10] *von Arx* in: Gleichstellung ..., a. a. O., 187.
[11] *von Arx* in: Gleichstellung ..., a. a. O., 194.

Langweilig wird die Betrachtung der Kirchenväter auch unter unserem Aspekt nicht. Da erhob man sich über das Weib, schätzte die Keuschheit höher als den ehelichen Stand, für den man ein Sakrament anerkannte, dem die Mönchsweihe nicht ebenbürtig war, und verbot die Ordination von Kastraten, jedenfalls solcher, die sich selber «gegen das Leben» verhalten hatten usf. Diese hochsensible und im Gleichgewicht dauernd gefährdete Einstellung ist wohl nur als positiv zu verstehen, wenn man nicht nur Psychologisches und Neuplatonisches ins Auge fasst, sondern wenn man an die christliche eschatologische Ausrichtung denkt, nach welcher die Ehe eine Vorwegnahme und zugleich ein Hinweis auf die Hochzeit des Lammes zu jener Zeit ist, da im engelsgleichen Leben, auf welches das Mönchsleben jetzt schon direkt ausgerichtet ist, alles Bisherige sich erfüllt und in der Erfüllung überstiegen wird. Von dieser eschatologischen Ausrichtung her fällt vielleicht auch ein Licht auf die Betonung der Weihe nur von Männern, was wir kaum wahrnehmen, wenn wir fragen «was ist ein Mann, was ist eine Frau?», sondern danach fragen, wie auf einen Menschen ein Mann und wie eine Frau wirkt.

Nach dieser Wirkung fragt *Herwig Aldenhoven*[12]: «Hat es dann (sc. weil jeder Mensch in sich weibliche und männliche Elemente in individuell unterschiedlichem Mischverhältnis trägt) überhaupt einen Sinn, von ‹weiblich› und ‹männlich› zu reden? Ja, und zwar aus zwei Gründen. Einerseits, weil bei aller Verschiedenheit der Zuteilung die Verschiedenheit von ‹weiblich› und ‹männlich› als solche für das menschliche Seelenleben von grösster Bedeutung ist. Andererseits weil es in der frühesten, aber gerade entscheidend prägenden Lebensphase jedes Menschen die verschiedenen Erfahrungen von Mutter und Vater gibt, wo ‹weiblich› und ‹männlich› nicht auswechselbar sind, und zwar unabhängig von der individuellen Mischung der beiden Anteile bei Mutter und Vater. Aufgrund dieser Erfahrungen ruft eine Frau unabhängig von ihrem persönlichen Anteil von ‹Weiblichkeit› und ‹Männlichkeit› in den meisten Fällen ‹weibliche› und ein Mann ebenso ‹männliche› Assoziationen hervor. Man kann dies die Symbolwirkung von Mann und Frau nennen. Bei der Mutter erfährt der Mensch ganz am Anfang seines Lebens, vor allem während der Schwangerschaft, das Einssein und die Geborgenheit. Der Vater dagegen kommt im Vergleich zur Mutter später dazu als der ‹andere›, mit dem das Kind nie so eins war wie mit der Mutter, an dem es daher mehr die Erfahrung des Andersseins, des Gegen-

[12] *Aldenhoven* in: Dokumente ..., a. a. O., 20 f.

übers, des Herausgeführtwerdens aus dem Einssein und damit auch des Weitergeführtwerdens macht.»

Etwas später lesen wir: «Im Sinn des Schöpfungsglaubens geht nicht nur die Verschiedenheit von Mann und Frau, sondern – in den erwähnten Grenzen – auch die zwischen ‹männlich› und ‹weiblich› auf Gott den Schöpfer zurück. Es ist deshalb nur konsequent, dass sie uns auch im Glauben an den Heil schaffenden Gott begegnet. Sowohl die Erfahrung von Einssein und Geborgenheit als auch die Erfahrung des ‹Anderen›, des «Gegenüberstehenden» und «Weiterführenden» hat einen ganz engen Bezug zur christlich verstandenen Gotteserfahrung. Hier ist das Heil immer ein Herausgeführtwerden durch Gott, der uns als der andere gegenübersteht (vermutlich würde *Aldenhoven* zustimmen, wenn hier die eschatologische Perspektive eingebracht würde). Er führt uns allerdings auch zu neuer Geborgenheit und Einheit in ihm, doch so, dass dabei das Anderssein und das persönliche Gegenüber von Du zu Du nicht aufhört. Das christliche Heil ist nicht Rückkehr in den Mutterschoss, aber es ist auch nicht unendliches Herausgeführtwerden, ohne je in eine neue Heimat zu kommen.»

Später dann: «Uns kann hier nicht interessieren, ob, warum und inwiefern viele Gesellschaften und Kulturen in früherer Zeit und z. T. noch heute auf eine solche Rollenfixierung (sc. von Mann und Frau) angewiesen waren. Es genügt festzustellen, dass anstelle des festgelegten Rollenspiels in unserer Situation ein möglichst freies Fliessen zwischen ‹männlich› und ‹weiblich›, sowohl in jeder einzelnen Person als auch in den Gemeinschaftsbeziehungen, das Leben am meisten fördert.»

Danach finden wir zwar noch Formulierungen wie «Auch wenn die Tatsache, dass er (sc. Christus) männlichen Geschlechts war, nicht als Zufall betrachtet wird», «Auch wenn Polaritäten wie diese (sc. männlich – weiblich) in Gott angelegt sind und von ihm geschaffen sind», doch spielen solche Einsichten keine Rolle mehr, sondern werden überfahren, z. B. gerade durch die Fortsetzung des letzten Zitats: «steht Gott über Unterscheidungen nach menschlicher Art und Weise». Wir finden keine Schlussfolgerungen für die Kirche in bezug auf die in Gott angelegten Polaritäten, sondern nur solche in bezug auf Gottes Über-dem-Stehen, was er immerhin selber erschaffen, aber offenbar doch nicht so ernst gemeint hat. Dieselbe Verdrängung der geschlechtlichen Polarität findet sich etwas später, da er auf das «oft gebrauchte Bild von Christus und der Kirche» als «dasjenige von Bräutigam und Braut» zu sprechen kommt und es als Ausdruck der Liebe zwischen Christus und der Kirche sieht, der «nur für die gegenseitige Liebe von Christus und der Kirche»

gebraucht sei. Er schreibt dann: «Aus dem Bild abzuleiten, dass der Priester (sc. der zeichenhaft auf Christus hinweist) ein Mann sein muss, ist eine unzulässige Strapazierung des Bildes[13]. Wenn er anfügt «Im Zusammenhang mit dem Priesteramt und seinen liturgischen Funktionen findet es sich auch in der Überlieferung nicht», so stimmt das nicht ganz, zudem fragt man sich, wie man übersehen kann, dass unser Problem erst ein neuzeitliches ist. Kann man bei allem Wissen um die Unklarheit der Väter in dieser Frage sich nur da auf sie beziehen, wo sie einem zusagen? Wenn das Übergewicht der Überlieferung, vor allem bei der Praxis der Kirche (ihrer Wirklichkeit!) nicht passt, ist's einfach patriarchalisch und damit schlecht. *Aldenhoven* bringt nun aber doch unter den altkatholischen Befürwortern der Frauenordination wohl als Einziger zentrale Fragen ans Licht.

Nun, auch er wischt die Frage nach dem Mann- und Frausein des Menschen dann beiseite mit nicht begründeten oder weiter ausgeführten Bemerkungen wie, bei Christus komme es auf das Menschsein an, nicht auf das Mannsein, darauf, dass Christus den ganzen Menschen angenommen hat, in dem Mann und Frau enthalten sind, da sonst die Frauen nicht gerettet wären gemäss dem altkirchlichen Grundsatz (der sich in diesem Sinn und dieser Anwendung bei den Vätern allerdings nicht zu finden scheint) «Was nicht angenommen ist, ist nicht gerettet.» Was aber Menschsein heisst für unseren Zusammenhang wird ebensowenig erläutert oder befragt wie was «angenommen» heisst.

Angenommen ist nach der gemeinsam verabschiedeten Erklärung der «Orthodox-Altkatholischen Konsultation zur Stellung der Frau in der Kirche ...» von 1996 die menschliche Natur[14]. Was das sein soll, wird mit keinem Wort erläutert. Offenbar aber gehört die geschlechtliche Zweiheit nicht zu ihr, es gehört offenbar, muss man folgern, nicht dazu, dass «das göttliche Wort die echte menschliche Existenz mit all ihren Begrenzungen und Schwächen auf sich genommen hat»[15], dass es von andern abhängig war wie jeder Mensch, dass es sich z. B. nicht selber geboren hat, dass es von andern angenommen werden musste, um überhaupt aufwachsen zu können. All das gehört offenbar nicht zur mensch-

[13] Die Folgerung liegt nahe, dass es bei der Ehe nur auf die Liebe und nicht auf das Geschlecht ankommt. Man fragt sich, weshalb es seit der Einführung der Frauenordination so lange dauerte bis zur Einführung der Segnung der Homosexuellenpartnerschaft.

[14] IKZ *1998*, 82.

[15] *Aldenhoven* in: Dokumente ..., a. a. O., 25.

lichen Natur, die Christus angenommen hat. Und seine Mutter hat er offenbar nur auf dem Umweg über diese Natur annehmen können, während sie ihn als ihr Kind angenommen hat.

Eine Kritik in Frageform dieser Erklärung hat *Urs von Arx* bereits fünf Jahre vorher geäussert: «Macht die Betonung der Menschwerdung statt der Mannwerdung (die ja nicht bestritten wird) aus Jesus zwangsläufig einen Zwitter oder einen sonstwie defizienten Menschen?»[16] Es versteht sich, dass er mit dieser locker formulierten Frage allen nobel Gesinnten ein Alibi verschafft hat, sich der Frage zu stellen. Selber scheint er sich ihr auch nicht mehr gestellt zu haben, ist er doch wesentlich mitverantwortlich für die Erklärung der orthodox-altkatholischen Konsultation, ohne dass er irgendwo dargelegt hätte, wie seine Frage zu beantworten wäre.

Nochmals zu den angeführten Gedanken *Aldenhovens:* Wie er mir gegenüber im Gespräch gesagt hat, müsste, wenn es nur einen Priester auf der Welt gäbe, dieser selbstverständlich ein Mann sein. Er denkt dabei an die Repräsentation auch des irdischen, des historischen Christus, bei dem «die Tatsache, dass er männlichen Geschlechts war, nicht als Zufall betrachtet wird», durch den Priester, wobei «dieser Bezug auf den irdischen Jesus», wenn er stärker betont wird, «was theologisch nicht als notwendig erklärt werden darf, aber auch nicht ... als unmöglich betrachtet werden muss», den «Mann geeigneter» erscheinen lässt, «Ikone Christi im Priesteramt zu sein»[17]. Die Frage der Betonung der Repräsentation des irdischen und des himmlischen Christus und des Zusammenhanges von beidem scheint offen zu bleiben. Mir kommt da der Nestorianismus in den Sinn oder etwas wie ein Postnestorianismus, einer Schwächung nicht der Inkarnation, sondern der Beziehung zum «Fleisch» durch die Himmelfahrt. Oder ist dieser mein lockerer Gedanke bloss bewirkt durch *Aldenhovens* Fragestellung, was als notwendig erklärt werden müsse?

Der Blick auf einen anderen Zusammenhang stellt ebenfalls Fragen. Obwohl *Aldenhoven* weiss, dass die Überlieferung da vom Geschlecht Christi redet, wo sie ihn als Bräutigam der Kirche sieht (was *Aldenhoven,* wie erwähnt, relativiert), kann er schreiben: «Vom Geschlecht dagegen spricht die ganze Überlieferung in diesem Zusammenhang nicht. Und dies doch wohl nicht bloss zufällig, sondern weil sonst hier eine

[16] *von Arx* in: Dokumentation im Auftrag der IBK-Kommission «Stellung der Frau in der Kirche». Mai 1999. Zusammengestellt von *Urs von Arx,* 55.

[17] IKZ *1998,* 311 und Dokumente ..., a. a. O., 25.

Teilung eingeführt worden wäre, während es in Christus doch um das Heil der ganzen Menschheit, und das heisst in bezug auf unsere Frage, um die eine Männern und Frauen gemeinsame menschliche Natur geht»[18]. Offensichtlich isoliert er «diesen Zusammenhang» vom weiteren Zusammenhang so, als ob die Überlieferung jedes Thema in geschlossenem systematischem Aufbau bringen müsste. Und eine Frage grosser Dimension wirft der Begriff der Teilung auf, ist doch das Mann- und Frausein des Menschen gerade nicht auf Teilung angelegt – welche eine Folge der Sünde ist –, sondern darauf, dass sich die Einheit in zweien verwirkliche auf Ganzheit hin, auf das Sich-Annehmen hin. Adam wurde durch die Erschaffung Evas nicht geteilt. Vielmehr konnte er dadurch erst er selbst werden, ein Leib werden durch die Hilfe, die ihn nicht teilte, sondern zu ihm passte.

Nun, wenn die Lektüre der Schriften für oder gegen die Frauenordination einen an die Karikatur Daumiers erinnert, die einen Landschaftsmaler zeigt, der eine Gegend abmalt, und hinter dem ein zweiter Maler steht, der des ersten Bild kopiert, während ein dritter des zweiten Kopie abmalt usf., dann wirkt *Aldenhovens* Arbeit erfrischend. Sie wäre es noch mehr, wenn an den Schnittstellen des Gedankenganges mehr Fragen statt unvermittelter Antworten und Einwürfe stünden, besonders betreffend die menschliche Natur, die derart bei ihm daherkommt wie bei der orthodox-altkatholischen Konsultation, dass ich sagen möchte: «An die glaube ich erst, wenn ich sie sehe, vorher erscheint sie mir als eine unmenschliche.»

Eine Frage ganz anderer Art ist die, wie die Kirche das Problem studieren soll. War es richtig, wenn die Internationale Altkatholische Bischofskonferenz zur Vorbereitung ihrer Tagung über dieses Thema in Wislikofen 1991 nur Befürworter der Frauenordination beauftragte und nur solche an der Tagung selber referieren liess? Was soll das, dass an der orthodox-altkatholischen Konsultation zu unserem Thema nur Befürworter teilgenommen haben? Dass nur Befürworter die Schweizer Synode informieren sollten usf.? Dass kritische Geister mit Zensur, Wortbruch, der Gerüchteküche und anderen Massnahmen ferngehalten wurden? Was soll das, wenn die Schweizerische Christkatholische Nationalsynode 1998 beschliesst: «Die Prüfung theologischer Grundfragen ergab, dass es nach unserer Überzeugung keine durchschlagenden theologischen Gründe gegen die Ordination von Frauen zum priesterlichen Dienst gibt», ohne dass ein Papier existierte, welches zeigte, wel-

[18] IKZ *1998*, 309.

che Gründe man studiert hätte und wie man sie widerlegt hätte? Nun, diese Fakten sind nicht nur beeindruckend, sie werfen auch die Frage auf, woher die gewaltigen emotionalen Kräfte stammen, die in der Kirche nicht christlicher wirken als es politische Kräfte im weltlichen Raum tun.

Statt zu fragen, wie es der Überschrift dieses Essays entsprechen würde, will ich eine Antwort versuchen: Die Kräfte stammen nicht vom Trend des modernen Feminismus, sondern zusammen mit diesem von einem Wandel der Gotteserfahrung her. Dieser Wandel wirkt wie ein Wildbach, beeindruckend, aber noch unkontrolliert alles mit sich reissend. Seit ca. 1800 – die Französische Revolution mag als Symptom genommen werden – wird Gott zunehmend in weiblichen Bildern erfahren, und dementsprechend erscheinen auch seine Gesandten und Repräsentanten. Die früher als männlich empfundenen himmlischen Heerscharen mit ihren Waffen bewahrten Jahrhunderte lang ihre männliche Erscheinung trotz des Bemühens von Kirchenvätern um ihre Asexualität. Nun aber mutierten sie zu Mädchen. Man fragt sich, wieso es so lange dauerte, bis als ihre Darsteller auch Mädchen ministrieren durften. Ist das der liturgische Konservatismus? Dass das Weihnachtskind in der Krippe ein Mädchen war, hat mir schon in früher Kinderzeit ein Kamerädchen beigebracht. Und augenfällig ist wohl jedermann, wie die Jesusbilder seit der erwähnten Wende immer jungfräulicher aussehen. Eine positive Nebenerscheinung dieser Entwicklung ist dies, dass die Darstellung von Gott Vater als altem Mann immer seltener wurde. Eigentlich hat sie die Kirche schon vor 1200 Jahren verboten, allerdings nicht aus dem modernen Grund, sondern deswegen, weil man nur malen dürfe, was sich sichtbar gezeigt hat, und den Vater hat niemand gesehen ausser dem Sohn. Ja, wer den Sohn sieht, sieht den Vater. Das hat schlauen Pinseln dann gefährliche Schlupflöcher gegeben. Eventuell wäre da auch Ignatius von Antiochien nach seiner Meinung, der Bischof stelle Gott Vater dar, zu befragen.

Wenn *Aldenhoven* schreibt, mit der Einführung der Frauenordination gäbe es in der Kirche eine ähnlich grosse Wandlung wie mit der aus dem Judentum in die Heidenwelt, so ist dem recht zu geben, allerdings mit der Beifügung, dass sowohl die Frauenordination wie die neue Sicht der Ehe Symptome sind für eine tiefere – und wohl noch kaum verstandene – Wandlung.

Fragen könnte man sich, wie die Entwicklung verlaufen wäre, wenn die Taufformel und wenn die Offenheit besonders für die Nähe des Geistes als wichtiger empfunden worden wären. Wäre der Glaube an den

Gott, auf den wir getauft sind, der in sich Gemeinschaft ist, die nicht nur aus Relationen besteht, sondern da jede der drei Personen auch in sich anders ist und auf die andern verschieden wirkt, lebendiger, so würde wohl das Einpersonpfarramt sich von selbst neu entfalten, so würde wohl auch der Gedanke auf fruchtbaren Boden fallen, dass die Diakonin, die nach dem altkatholischen Weiheritus gemäss altkirchlicher Vorgabe in besonderer Beziehung zum Heiligen Geist gesehen wird, als Vertreterin der Gemeinde, des Tempels des Heiligen Geistes, bei dieser stehen würde im Gegenüber zu den Amtsträgern, die – in unterschiedlicher Weise – Christus repräsentieren, den Christus, der als Bräutigam der Kirche ihr zugewandt ist und als Haupt der Kirche in deren Namen vor den Vater tritt. Diese Amtsträger sind nicht Christus. Sie repräsentieren ihn. Die Diakonin stellt aber dar, was sie ist, und machte nach dem erwähnten Gedanken auch der Gemeinde bewusst, was sie ist: Gefäss des Heiligen Geistes.

«Das Weib schweige in der Gemeinde», wird heute höchstens noch ein vernagelter Fundamentalist sagen. Aber auch hier gilt, dass alles mehrere Seiten hat. Denken wir an den Wert und die Gewalt des Schweigens! Im Goethe-Jahr sei daran erinnert, dass Goethe beeindruckt gewesen war von einer Altarinschrift, die lautet «Silentium fundamentum linguae». Vielleicht habe ich nun in der Frage der Frauenordination genug geredet, sagte ich doch schon vor 20 Jahren, dass sie kommen und dass man dabei der Betrachtung der Kernfrage ausweichen werde.

Wettingen, September 1999 *Peter Amiet*